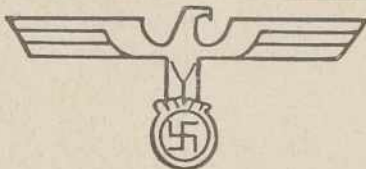


Das Schwarze Korps

R

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin,
Berlin SW 68, Zimmerstr. 88, Fernspr. A 1 5401 0022. Postfachkonto Berlin 44-1. Anschrift
der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut Aufschlag, Preisliste.



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf.,
durch Streif für Deutschland u. Österreich monatlich 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf.,
übrig. Ausland 9 Pf. 1,05. -- In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger und Zweigstellen.

Volksheer und „Reichswehr“

Wir leben in einer stürmenden Zeit. Wie mit gewaltigen Hammerschlägen meldet fast jede Stunde neues Weltgeschehen an. Was früher Jahre an Zeit zur Entwicklung, zur Entfaltung brauchte, nimmt heute nur noch Tage, ja Stunden in Anspruch: Es steigt auf, es ballt sich, es explodiert.

Und so sind wir Tag um Tag gezwungen, Stellung zu nehmen zu all dem Gewaltigen, das sich um uns und bei uns abspielt.

Und dennoch müssen wir unserem Dasein dann und wann eine Spanne Zeit abtrotzen, Rückblick zu nehmen, wir kommen sonst zu leicht in Gefahr, das Maß für die Dinge zu verlieren; Rückblick zu nehmen auch, um das Zeitgeschehen erst richtig zu würdigen und um, durch den Gang der Dinge beflügelt, erneut zu neuem weiteren Antriebe zu gelangen.

Mit dem Tage von Versailles war uns die Reichswehr befohlen. Und es begann damit eine Epoche eigener Art im Wehrwesen unseres Vaterlandes; ja, um nicht zu sagen eigentümlicher Art. Und man kann jene Ära füglich wohl mit dem Ausdruck umreißen: Die „Sphinx“ Reichswehr.

Keineswegs soll damit das praktische Arbeiten gemeint sein, sondern das äußere Bild der inneren Einstellung, der geistigen politischen Grundhaltung dieser neuartigen Organisation.

Gottlob sind die Verhältnisse heute reif genug, um auch einmal darüber reden zu können. Lernen kann man nur aus der Vergangenheit, nie allein aus der Gegenwart oder gar aus der Zukunft.

Die politische Grundhaltung jener Ära sollte festgelegt werden und wurde bestimmt durch die Staatsführung und die von ihr abhängige politische Reichswehrführung: dem Reichswehrministerium.

Die politische, international gebundene, verjudete damalige Staatsführung war natürlich vom ersten Tage an bestrebt, über das Reichswehrministerium hinweg Einfluß auf Geist und Haltung der Truppe zu nehmen.

Wie reagierte nun die Truppe — Führung und Soldaten — auf solche Bestrebungen? Was, so fragte man sich tausendfach und überall, würde die Truppe tun, wenn man an sie die Frage stellte: Deutschland oder Dritte Internationale? Wie dachte der Offizier, wie dachte der Mann? Blich für die Reichswehr in jedem Fall Befehl gleich Befehl?

Dann kamen die schweren innerpolitischen Auseinandersetzungen. Und die Reichswehr stand schußbereit. Gegen wen? Eine Frage, die immer heißer brannte und keine Antwort fand.

Männer wie Groener und Schleicher haben leider nicht umsonst auf dem zukünftigen Ministerstuhl gesessen, und so entstand in den Herzen und Köpfen des erwachenden Deutschlands immer mehr das Bild von der „Sphinx“ Reichswehr.

Das Bild eines unheimlichen Wesens, das unenträufelbar schien. Und je mehr die Reichswehr sich auf sich selbst zurückzog, je mehr sie sich distanzierte, allem und jedem nur heruntergelassene Gatter zeigte, desto sphinghafter mußte ihr Eindruck werden.

Konnte aus diesem Zustand jemals ein Weg zur Volksverbundenheit führen?

Wenn man nur einen Augenblick bei solchen Betrachtungen gewilt und beinahe ungläubig

geworden ist am eigenen Erleben und eigener Erfahrung in bezug auf das Geschilderte, um wieviel mehr wiegen dann die Äußerungen, wie sie jüngst aus dem Munde des ersten Marschalls des neuen Reiches kamen!

Seine Worte haben viel, ja alles klar aufgezeichnet. Nichts gibt es mehr an magischem Dunkel, alles Sphinghafte, Unenträufelbare ist restlos beendet. Die Sphinx ist tot! Niemals soll sie wieder auferstehen!

Was Unverständnis selbst in unseren Reihen einmal nicht einsehen wollte, weil jene wenigen im letzten doch wohl nicht die Größe unserer Idee zutiefst erfaßten, ist heute zur Wirklichkeit geworden!

Aus jenem Begriff „Reichswehr“ ist eine greifbare Lebendigkeit geworden. Es lebt heute mitten unter uns ein Heer, das so zu uns gehört, dem wir auch innerlich in seiner Grundhaltung so zugetan sind, daß die Vergangenheit mehr und weiter, als die wenigen Jahre nur, zurück scheint.

Und doch ist es nicht unnütz, an sie zu denken, an all die Tage, als wir mit Sorgen zur anderen Seite, ja wohl zur anderen Seite saßen, und auf jede Regung horchten. — Die andere Seite — ein Begriff, der so schnell verging und verlöschte, daß nur aus der Kraft der Bewegung das historische Ergebnis heute zu erklären ist. Und wo irgendein Stachel oder Dorn zurückblieb, da waren es Außerlichkeiten, Eden und Kanten, die naturnotwendig noch vorhanden sein mußten, und die sich abschleifen und abrunden werden in dem großen prüfenden Bewahren unserer Zeit.

Stolz dürfen wir sein, daß nichts zerstört und aufgelöst werden brauchte, stolz auf Soldaten, die in schwerster Zeit eine stille und tapfere Pflicht in ihrer Einsamkeit für uns erfüllten. Stolz sind wir auf die Kraft der nationalsozialistischen Weltanschauung, daß sie selbst starr scheinende Schranken wogebot und ausraderte, daß sie es sein konnte, die dem deutschen Volk seine alte Armee zurückgab, indem sie ihm ein neues, junges Heer errichtete.

Und dieses neue Heer, das wir lieben und das uns allen gehört, es ist geschaffen auf dem Boden, auf dem heute alles stehen muß: Soldaten der Armee schufen in historischem Werk einen Kern, der sauber und rein blieb über dunkelste Zeit hinweg, Soldaten der nationalsozialistischen Bewegung gewannen das Reich, in dem erst jener Kern seine Früchte tragen konnte.

Niemand von beiden vergesse in Achtung des anderen Wert, niemand vergesse, daß beides gemeinsam erst das Große dieser Tage, unser stolzes deutsches Heer bedeutet, dessen schönster Besitz nicht Kanonen und Panzer sind, dessen bestes Gut das Vertrauen und die Liebe unseres Volkes ist.

Offizier und Soldat des Volkes zu sein, das ist das Programm, der Wunsch und der Befehl, den der Marschall mit seinen Worten, die wir alle in Freude vernahmen, seinen Kameraden zum Ausdruck brachte.

„Der Marschall wohl, aber die Offiziere und die Armee...“ So könnte nur jemand fragen, der abseits vom Pulschlag unseres Lebens steht. Und wenn diese Erkenntnis auch unsere „Freunde“ draußen nicht froh machen wird, wir sind unbesorgt

Der Wasserstraßen-Protest.



Geh widder hemm, Blüm'che,
hier holste Dir nur kalte Fuß'!

Zeichnung: Bogner

wer Deutschlands Heer kennt, wird wahrlich über solche Fragen lachen, wer es aber nicht kennt, dem sei gesagt, und die wenigen Jahre nationalsozialistischer deutscher Geschichte haben es bereits bewiesen, wenn die Worte des Marschalls nicht eigenes Bekenntnis sind, wenn sie nicht eigener Besitz und heilige Überzeugung wurden, den Scheidest unser Leben aus, ganz gleich wo, oder wie hoch er stehen sollte, man würde ihn nicht verstehen, er wäre zu nichts zu gebrauchen und ginge er nicht selbst, die Umstände zwängen ihn mit aller Brutalität einer zwangsläufigen Gesetzmäßigkeit. — Wir sind darum unbesorgt!

Wir wissen zu gut, daß es nicht von Dauer sein kann, und die Bilder um uns sind uns immer nur sprechender Beweis, daß ein Volk nicht regiert oder geführt werden kann mit den Bajonetten einer sogenannten unpolitischen Armee, das deutsche Heer brauchte nicht erst früheren Begriffen „politisiert“ zu werden, es ist deutsch und damit nationalsozialistisch, über und in ihm lebt unsere Bewegung und garantiert damit seine große Zukunft.

Deutschlands Armee ist deshalb im besten Sinne des Wortes ein Volksheer geworden.

Was aber die Schlagkraft eines Volksheeres bedeutet, das heute und morgen immer mehr der Verwirklichung unserer Weltanschauung entsprechen wird, was einmal die Einheit von politischer und militärischer Führung, von überzeugter Er-

kenntnis und kämpferischem Vorbild ausmachen können, das dürfen wir in fester Überzeugung ruhig dann dem Schicksal überlassen!

Die Worte von dem Vertrauen der beiden Capiteiler des Staates — Partei und Wehrmacht — zueinander, das Bekenntnis vom Sinn und Wesen wahrer Kameradschaft, die ein Band schlingt um General und Schützen, das betonte Herausstellen des einen Vorbildes: Adolf Hitler — die Rede des Generalfeldmarschalls von Blomberg ist programmatisch und richtungweisend für die Zukunft der Arbeit im Heer.

Käme jetzt noch einer und fragte etwa, welche Stellung die deutsche Armee in der europäischen Frage einnehme, der Frager würde wohl für dumm gehalten werden.

Welche Art von Fragen auch sonst noch gestellt werden mögen: Gehorsam, Erziehung, Pflichten des Offiziers, Trennung der Aufgaben zwischen Partei und Staat, nichts wird unbeantwortet bleiben müssen. Über alles sprach sich der Generalfeldmarschall aus und gab somit eindeutig und restlos klar die Marschrichtung für Tun und Lassen an. Er legte damit auch die geistige Grundrichtung der zukünftigen Entwicklung eisen fest.

Gewiß, noch befindet sich die Armee im Auf- und Umbau. Aber sie wächst von Tag zu Tag

mehr hinein in die Ziele, die die Rede ausgezeigt und damit auch befohlen hat.

Mit wohlhabenden und klugen Worten behandelte der Feldmarschall auch die ideenmäßige Einstellung des Soldaten zum Nationalsozialismus. Und er kommt zu dem Schluß, daß ein guter Soldat auch ein guter Nationalsozialist sein muß.

Für das Wort sei ihm gedankt. Und in Auswertung dieses Satzes, gewissermaßen als Zukunftsziel kann man wohl sagen: Jeder Nationalsozialist ein guter Soldat!

Und das ist bestimmt ein Ziel, das erreicht werden wird im Sinne jenes Aufrufes Adolfs Hitlers: Erziehung des gesamten Volkes und insbesondere der Jugend zum Nationalsozialismus.

Und find wir erst einmal soweit, und schon die nächste Generation wird es uns beweisen, sind letzte Schwierigkeiten behoben. Es wird dann ein Erwachen geben, daß es einst ein Problem gab, das „soldatisches Führertum“ und „Vorgefekte“ hieß, daß einmal Begriffe wie

„Gehorsam“ oder „Gefolgschaftstreue“ die Gemüter erregen.

Aus nationalsozialistischer Auffassung der Dinge heraus, aus der lautereren Charakterhaltung, die unserem Volk einmal ganz zu eigen sein wird, werden irgendwelche Probleme obiger Art unmöglich sein. Jeder wird dann nichts als Nationalsozialist sein: Und die Besten von diesen — Führer

Führer im Volk und in der Armee.

Und so ist es ein beglückendes Gefühl, nach diesen stolzen und aufrichtigen Worten und dies gerade im Gedanken an das einst spinnhafte und mythische Wesen der Reichswehr, daß man diesem Begriff wohl als Bild der heutigen und deutschen Zukunftarmee das Bild eines Adlers entgegenhalten kann.

Eines Adlers, der ruhigen Fluges, mit klaren Augen und scharfen Fingern seine Bahn zieht: Niemandem ein Rätsel mehr, allen gehörend, mit uns lebend unter einer Fahne, für einen Führer und ein einiges, starkes Reich!

Bei aller Freundschaft...

Trotz der ausgezeichneten diplomatischen Beziehungen zwischen Berlin und Budapest und der freundschaftlichen Anteilnahme des ganzen deutschen Volkes an dem Redestampf und Schicksalschlägen der Madjaren mußte die deutsche Presse wiederholt Meldungen aus Ungarn verzeichnen, die wir schmerzhaft und peinlich zugleich empfinden.

So darf eine bestimmte ungarische Presse ohne allen Grund von „irredentischer Tätigkeit deutscher Emigranten“, vom „Vordringen des Pangermanismus nach Ungarn“ schreiben und die verlogenen Behauptungen des Budapest-Universitätsprofessors Kaputowich wieder aufwärmen, „... daß das Deutsche Reich die deutschen Siedlungen Ungarns als Kolonien betrachte und es nur eine Frage der Zeit sei, wenn Deutschland nach Verfallung Österreichs seinen Appetit durch das Anschließen der deutschbewohnten Gebiete Ungarns befriedigen wolle.“ In öffentlichen Vorträgen konnten Redner behaupten: „Nach dem Kriege gab es... (für Deutschland) keine Möglichkeit, weder nach dem Osten, noch gegen Westen den Lauf der germanischen Expansion abzulenken. Unter diesen Umständen richtete sich das Interesse Deutschlands gegen Süden und Südosten...“

Angelehnt an eine solche Stimmungsmache konnten die Nachrichten über das Vorgehen gegen reichsdeutsche Studentinnen nicht übersehen, die sich keines anderen Verbrechens schuldig gemacht hatten, als daß sie in den deutschen Hörsälen Ungarns zu wissenschaftlicher Vermwertung alte Volkslieder und Märchen sammelten und Aufzeichnungen über jahrhundertlang bewahrte Sitten und Bräuche machten.

Nach einem uns vorliegenden Bericht mußten sie zumeist im Gegenwart eines Gendarms eine Nacht im Gemeindefeuerhaus zubringen, dann wurden die einen in günstigen Fällen als lästige Ausländerinnen des Landes verwiesen, die anderen wurden wie gemeine Verbrecherinnen in das Schubhaus nach Budapest gebracht und dort, zum Teil zehn Tage, mit Prostituierten und anderem Gesindel zusammengepackt und gleich diesen Dirnen rücksichtslos gegen venerische Krankheiten geimpft. Ja, man beschuldigte eine Studentin sogar der Spionage! Es kann daher nicht übersehen werden, wenn man erfährt, daß in Catalja (Batscha) der Dorfpolizist ausstrotzte, es möge sich kein Bauer bei Strafe

unterziehen, einen Reichsdeutschen bei sich zu beherbergen!

Diese unfreundliche Behandlung deutscher Staatsbürger erfährt in noch größerem Umfang das hodenständige Deutschtum in Ungarn.

Wir haben das Ehr- und Nationalbewußtsein der Ungarn wiederholt kennen und schätzen gelernt und haben das größte Verständnis für die Anteilnahme und Erbitterung, mit der sie das Schicksal der von ihrem Volkstörper seit Trianon abgepörrigten Madjaren verfolgen.

Wir sehen das gleiche Verständnis bei ihnen voraus, wenn wir einmal in aller Freundschaft und Offenheit feststellen, daß es keine Einmischung in innerstaatliche Angelegenheiten ist, sondern die blutbedingte Anteilnahme an dem Schicksal des Auslandsdeutschtums, die uns einmal unsere Enttäuschung über allein über die fortgesetzte Namensmadjarisierung offen zum Ausdruck bringen läßt.

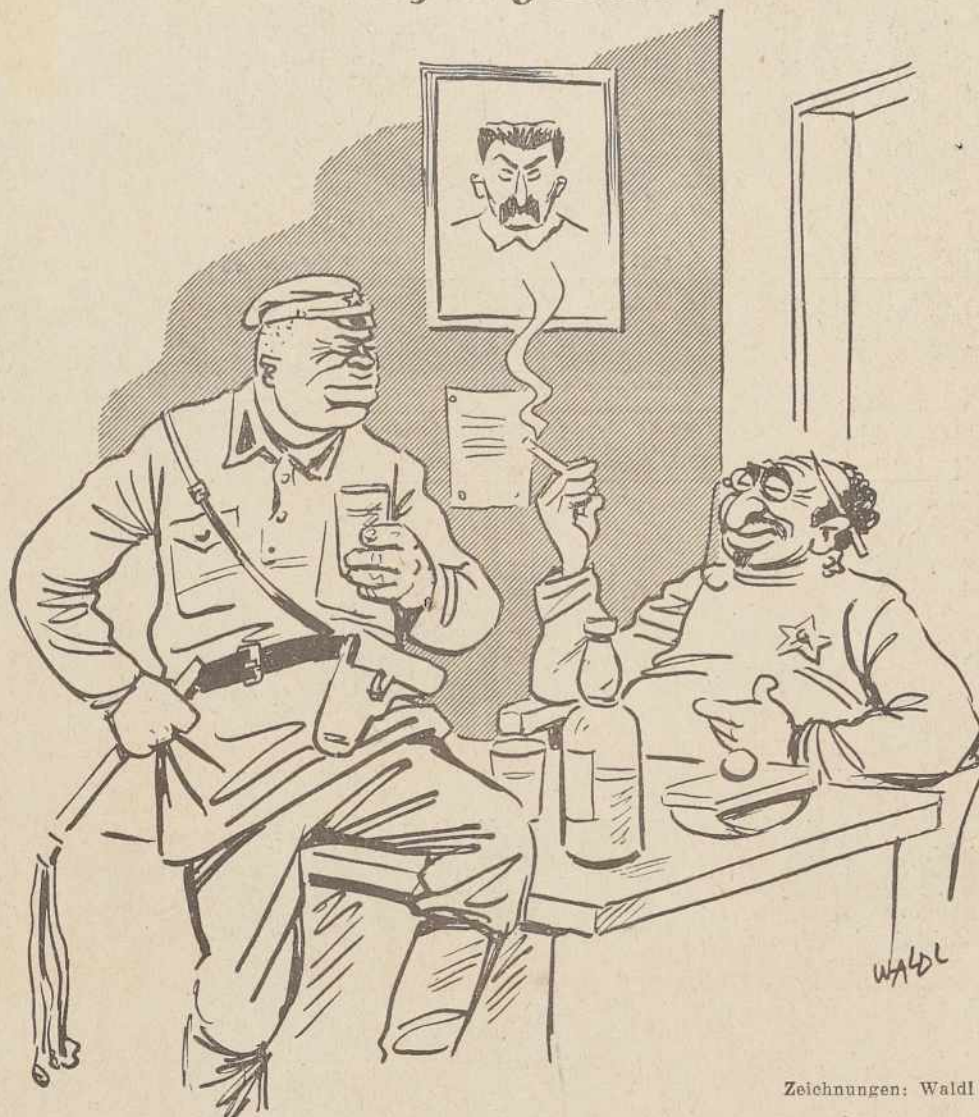
Der oberste Staatsgerichtshof in Budapest hat es als eine Schmähung der ungarischen Nation bezeichnet, weil Dr. Basch, ein Führer der deutschen Volksgruppe, erklärte, daß derjenige, der ohne Not seinen ehrlichen deutschen Namen in einen madjarischen verwandelt, wie wert gewesen sei, diesen getragen zu haben. Wegen dieses Ausspruches mußte Dr. Basch eine fünfmonatige Kerkerstrafe abbüßen! Was ist Unehrenhaftes an einem deutschen Familiennamen, daß er in Ungarn nicht genannt werden darf?

Würde es nicht jeder traditionsbewußte Ungar, der zur Ablegung seines Namens gezwungen würde, als einen Schlag gegen sein Nationalbewußtsein und als eine Beleidigung der ganzen Nation empfinden?

Was sollen wir dazu sagen, daß man den Namen der Schwabenjungfrau Maria Lehtsids, die sich in den Sturmtagen des Jahres 1848 in den Reihen Kolluths hervorgetan hat und unter diesem Namen gefeiert wurde, nach fast achtzig Jahren madjarisiert, um nach ihr eine Straße in Ofen zu benennen, die „Hadnagy Maria ucta“ heißt? Warum müssen die deutschen Frontsoldaten, die unter Ungarns Fahnen an den Grenzen bluteten, ihren deutschen Namen ablegen, um die Ehre eines „Viteg“ („Sieger“) zu erfahren und den Grundbesitz von 48 Morgen zu erhalten.

Diese Maßnahmen stimmen ganz überein mit dem Geiste, wie er aus der furchtbaren Miß-

Sowjet-Justiz



Zeichnungen: Waldl

Was haben eigentlich diese verhafteten Deutschen verbrochen, Genosse Kommissar? — Bis jetzt noch nichts, aber bis morgen alles das, was wir in die Anklageschrift setzen werden!

handlung des Bonnhader Arztes Dr. Heinrich Mühl spricht, der im Frühjahr dieses Jahres bei einer Vernehmung im Gemeindefeuerhaus von vier Gendarmen mit aufgefingtem Bajonett in die Ecke gedrängt und so lange mit einem Adjunktier blutig geschlagen und mit Fußtritt bedacht wurde, bis er zusammenbrach. Und was hatte er getan? Er hatte sich lediglich dagegen gewehrt, daß planmäßig aufgebogene, unreife Schuljugend des Ortes sich beharrlich in wüsten Schimpfen wider ihn erging und auch davor nicht zurückschreckte, ihn ebenso wie seine Gattin anzuspucken!

In der auch jedem deutschen Kinde im ersten Schuljahr in die Hand gedrückten madjarischen Bibel lesen wir den Satz: „Weg Deutsche — der Madjare kommt!“ Der empörende Vorgang in Bonnhad ist nur zu deutlich die Frucht solcher Verheerung, wie sie den Seelen der Jugendlichen schon vom vierten Lebensjahr ab, da sie bereits in die natürlich nur madjarischen Kindergärten gezwängt werden, eingepflanzt wird.

Ein bekannter madjarischer Journalist erklärte erst unlängst mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: Entweder lassen sich alle Deutschen vollends möglichst rasch assimilieren oder sie mögen auswandern!

Ein Militärgericht hat dieser Tage die Unschuld Dr. Mühls festgestellt und die Gendarmen

wegen ihrer Handlungsweise, wenn auch nur milder, bestraft.

Wir wollen in diesem Urteil gern ein Zeugnis dafür sehen, daß man in ungarischen Kreisen die Übergänge auf das Deutschtum verurteilt und gewillt ist, ihm die gleiche Achtung zu zollen, die man dem Ungarntum im Ausland gegenüber zu bringen verlangt.

Völkerverständigung kann nur auf dem völkischen Achtungsprinzip aufgebaut werden, das zugleich das sicherste Unterpfand für politische Freundschaften ist.

Wir haben einmal offen ausgesprochen, was uns befremdet, und glauben gerade bei dem gleichgerichteten Ungarn volle Beachtung und Verständnis zu finden!

Hauptkreditgeber: Gunter d'Alquen

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Gunter d'Alquen, Berlin (Stellvertreter: A. aus den Ruten Berlin) — Für Anzeigen: Ulrich Herald Berlin — Verlag Franz Ch. Müller & Sohn AG, Zweigabteilung Berlin — Druck: W. Müller & Sohn AG, Zweigabteilung Berlin.

Berlin SW 68, Zimmerstraße 88

Durchschnittsauflage im 3. Quartal 1936: 337 825 Stück.

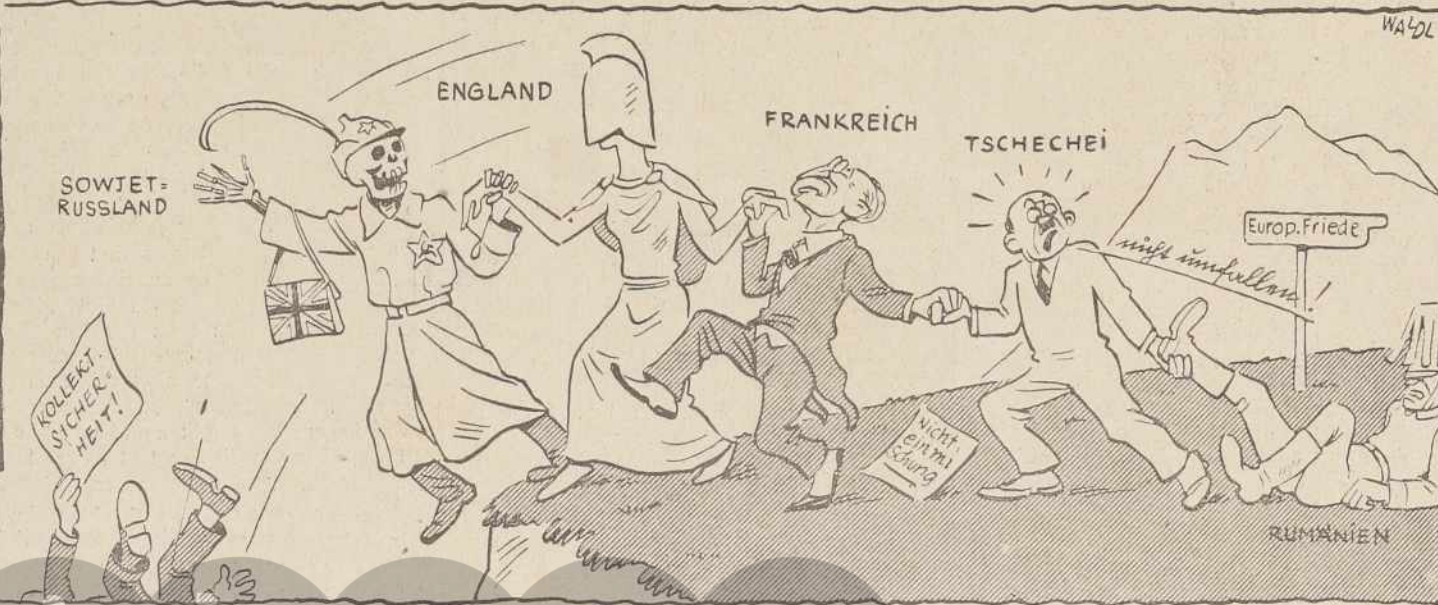
Jahrgang ist Preisliste Nr. 6 gültig

Sprechstunden der Schriftleitung nur Dienstag und Mittwoch von 11 bis 15 Uhr nach fernmündlicher Vereinbarung.

Für unentgeltlich eingelangte Beiträge und Einforderungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.



„Ein kleines Extratänzchen, Miß Britannia!“ „Nein, danke, ich ziehe eine Quadrille mit all meinen Freunden vor.“ (La République, Paris)



„Ein kleines Extratänzchen, Miß Britannia?“ „Nein, danke, ich ziehe eine Quadrille mit all meinen Freunden vor“, so glaubt „La République, Paris“ (siehe oben links) Deutschlands Friedenspolitik abtun zu können. Wir erlauben uns, den Tanz mit den anderen Freunden skizzenhaft nur anzudeuten — arme Miß Britannia!

Wanderung durch die Landschaft des menschlichen Gesichts

Gewiß, das Lichtbild ist ein ehrlicher Gehilfe des Menschen und wird auch nie versagen! Es ist objektiv gebunden, kühl, sachlich, unbarmherzig, geistlos und, wenn der besagte Zufall will, so können Schattenwirkungen entstehen, denn es beruht gerade bei der Wiedergabe eines Kopfes zu 90 v. H. auf Zufall. Abgesehen davon, habe ich noch nie die Aufnahme eines Menschen gesehen, die als beseelt anzusprechen war. Das aber ist gut so und zigt uns, daß der menschliche Geist, der all diese Hilfsmittel erfand, doch immer noch „über“ diesen Dingen steht. Auch in kommender Zeit werden denn wohl Bildnismaler nicht überflüssig werden. Letzten Endes ist ein Bildnis, von Menschengestalt geformt und von den Erlebnissen der Seele während der Arbeit durchglutet und durchblutet, stets höher einzuschätzen als eine mechanische Übertragung, die stets und bei bester Linse und technischer Vervollkommenheit seelenlos bleiben wird. Weil eben diese Dinge, die der Künstler im Antlitz des Menschen erforscht, wie Güte, Wahrhaftigkeit, Bedeutung, niemals von einem Apparat in ihrer ganzen Größe restlos erfaßt werden können.

So ist also die Kunst und in diesem Falle die „Bildniskunst“ eine einzigartige tiefe Spiegelung und Widerspiegelung von Seele zu Seele, ein Kontakt menschlicher Empfindungen. Als ich einst Wilhelm Wundt zeichnete, war es tiefstes Erlebnis für mich, nun das Wort des bedeutenden Philosophen über meine fortschreitende Arbeit zu hören. Im Laufe des Gesprächs drückte er seine Verwunderung darüber aus, daß mein Hilfsmittel „Auge“ meinem Hirn Möglichkeiten gab, meinem Willen und meiner Hand Befehle zu erteilen, und als er dann das Resultat sah, meinte er, daß ein Lichtbild wohl immer eine stumpfe Angelegenheit bleiben muß.

So habe ich ein Leben lang einige hundert teils monumentale oder flache, wuchtige oder heroische, jedenfalls aber viele interessante und berühmte menschliche Züge erforscht. Erst in jüngeren Tagen machte ich eine bedeutsame Neuentdeckung, die Gesichtslandschaft des deutschen Bauern.

Hier hat sich für meinen Begriff, aus immerwährender Verbundenheit mit dem Boden, aus Sommerglut und eisigem Winterfroß — nicht zu ver-

geffen die harte Arbeit — ein Menschenantlitz zur Synthese gesteigert und erhoben. Es ist das Leben selbst, an dem Wetter und Sturm rüttelte, an dem Kälte und Kummer nagte und ziselerte, diese Falten und Runen, Schläfte und Gruben, diese Furchen, die ein hartes Dasein zu Kinnfalten emsigen Schweißes pflügte, diese Knochenhügel der Wangen und Stoppelfelder des Kinnes, diese schicksalhaft geformten



Fischer von Niederzell auf Reichenau

Wie aus Kupfer dieser Kopf, wie Türkise diese Augen, unermüdlich sein Fleiß, in ewigem Kampf mit der Flut, viel enttäuscht durch schlechten Fang, so ist auch dieser einfache Fischer ein Beispiel lebensbejahender Tapferkeit

Nasenfelsen und die stillen Augen, leuchtenden Seen gleich, in denen ein blauer Vorfrühling funkelt oder zuweilen ein schwerer und schauerlicher Winter sein hoffnungsloses Grau spiegelt.

Und was erzählen diese von 60 oder 80 Jahren gemeißelten Gesichter? Vom unerbittlichen Kampf um Leben oder Tod! Vom Kampf gegen Frost, Hagelschlag, Regenflut, Trockenheit, Wassernot oder Feuersbrunst, von Klauenseuche, Rotlauf der Schweine, vom Vieh, das auf der Koppel aus trockenem Holz einen Nagel schluckte! Ewiger Wechsel von Glück, Unglück und fargen Feierstunden der Seele, jedoch von einem unerschütterlichen gigantischen Lebenswerk, das, nach Stunden der Arbeit gemessen, uns alle aufs tiefste beschämen müßte.

Auf der Bodensee-Insel Reichenau habe ich in manchem Sommer die Köpfe der ehrwürdigen Bauern gezeichnet. Auch an Sonntagen saß ich gern unter ihnen. Da finden sie zuweilen die nötige kurze Zeit und Raft, sich beim kühlen Bier auszupressen; sie



Süddeutscher Arzt

In diesem Kopf vereinigt liegt Entschlossenheit und Zielbewußtheit

teilen sich ihre Beobachtungen aus Wald und Feld mit, und wenn man sie so sitzen sieht, denkt man an Defregger, Hans Thoma, Ralfreuth, Wilh. Leibl, Egger-Linz und Böhle, an alle die großen deutschen Maler, die des Bauern trostiges, hartes, lautes und auch gütiges Antlitz zu schildern wußten! Genau so wie sie da zusammenhocken, um dann endlich nach den Karten zu greifen, die sie mit Temperament auf die Eichenplatte schmettern.

Bei diesen Sitzungen und auch dann, wenn ich sie malte, haben mir diese sturmgeprüften, erstaunlichen Männer, diese Gemüsebauern und unerschrockenen Fischer gerne ihr Herz geöffnet. Da erkannte ich dann diesen lauterer alemannischen und ferndeutschen Geist, der die wetterzerzettelte Landschaft ihrer Gesichter blitzschnell erhellte, wenn aus ihren leuchtenden Augen, aus diesen Seeadleraugen, der ehrliche Gedanke ihrer Überzeugung brach. Das war wie das Wetterleuchten auf grauem Himmel über der grünen Flut des schwäbischen Meeres.

Text u. Originalzeichnungen von Willi Münch-Khe



Dr. M., Senatspräsident beim Reichsgericht

Ein Mannestyp, energisch, vornehm, geistreich und von großer menschlicher Güte



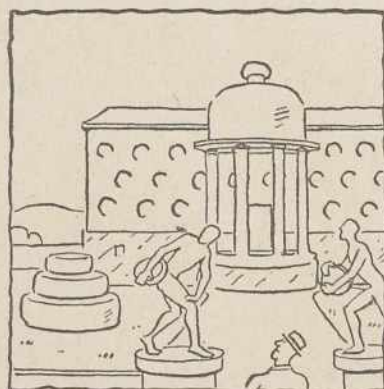
Hans Thomas Mutter

In diesem Kopf prägt sich das harte Leben der genügsamen Schwarzwälder Bauern aus. Diese Mutter, die ihrem Sohn, der späteren Exzellenz, oft schrieb: „Armut schändet nicht!“, war ein leuchtendes Vorbild treuer deutscher Mütterlichkeit

Fachschulen gut, aber...



Blättermeldungen zufolge soll demnächst in einem Harzstädtchen eine Reichsfachschule gegründet werden. Unser Gewährsmann, der stellvertretende Reichsfachschulleiter Limburger, teilte unserem Mitarbeiter hierzu folgendes mit:



Die Reichsfachschule wird schon durch ihren propagandistisch wertvollen Baustil auffallen. Die Fenster werden kreisrund sein (Original Schweizer Stil), und das ganze Gebäude wird eine Gorgonzola-Marmorierung (aus Kaseinfarben) erhalten.



Die Einweihung der Schule soll am Tage des hl. Camembert durch Prälat Kaas vorgenommen werden, der die Reichskäseleien (auch „Stolper-Jungen“ genannt) mit der Reichskäseglocke in die stimmungsvolle „Weißberg-Kapelle“ ruft.



Nach der Rede des Rektors, der in markigen, vollstetigen Worten den Werdegang St. Camemberts schildern wird, wird die Hymne „Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt...“ gesungen, mit einem anschließenden „3-Käse-Hoch!“



Im übrigen machen wir darauf aufmerksam, daß die Reichsfachschule nichts mit den süddeutschen Leberkas-Universitäten gemein hat, die unter der Parole „Kampf dem Verderb“ den Geheimwissenschaften dienen (weil man nicht weiß, was drinnen ist).

Verständigung mit Hindernissen

Das allgemeine Mißtrauen in Europa, das die verschiedenen Staaten gegeneinander hegen, ist der wesentlichste Punkt, von dem die politischen Spannungen ausgehen. Es will nun einmal dieser oder jener den anderen nicht nach seiner Art glücklich werden lassen. Einige Länder glauben, der Friede sei bedroht, weil der Nachbar seine Staatsform ablehnt und sich eine eigene schafft.

Es wäre nachgerade an der Zeit, diesen auf die Dauer unhaltbaren Zustand in Europa zu beseitigen. Der wichtigste Schritt zur allgemeinen Befriedigung ist das Verhältnis für die anderen Nationen, die Achtung vor ihren Geistesgütern und die Anerkennung des elementarsten Rechtes jedes Volkes auf seine Eigenart. Damit wird in erster Linie die Wurzel des eigentlichen Übels beseitigt, dem anderen seine eigenen Ansichten und Lebensformen aufzwingen zu wollen. Der Franzose ist nun einmal Franzose, der Deutsche Deutsche, und ein Versuch, Frankreich in seiner Haltung zu „germanisieren“ und das Reich zu romanisieren, muß zwangsläufig zu den größten Mißverständnissen führen.

Aber zwanzig Jahre ist es schon her, als an die Stelle der Landesgrenzen in Europa Drahtverhänge gesetzt wurden. Kanonen sprachen, wo die Vernunft hätte das Wort ergreifen müssen, und mit der letzten Plattermine, die ein Duzend Menschen in die Luft wirbelte, änderte sich leider nicht die feindselige Haltung gegen die ehemaligen Gegner. Die Sieger hielten sich weiter abgeperrt, ein schwaches Deutschland mit einer feigen Regierung an der Spitze wurde „international“ erzogen. Dies glaubte man am besten dadurch erreichen zu können, daß man den einzelnen zu veranlassen suchte, auf seine völkische Sonderheit zu verzichten und sich dem Brauchtum der anderen anzupassen. Wer das nicht tat, wurde als reaktionär verfolgt und angeprangert.

Es muß daher als besonderes Verdienst hingestellt werden, wenn sich Völker heute im Rahmen einer kulturellen Annäherung zu verständigen versuchen, bei der jedes Volk das andere mit seiner ureigensten Kunst vertraut macht. In diesem Zusammenhang konnten wir auch in der letzten Zeit die Bekanntschaft mit dem rumänischen Schriftsteller Mihail Sadoveanu machen, dessen Buch „Baltagul“ ins Deutsche übertragen wurde. Auch die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ brachte diesen Roman zum Abdruck, und schließlich erschien er unter dem Titel „Neşisor Lipans Weiß“ in der Buchreihe für Südosteuropa, die von der Deutschen Akademie in München im Verein mit dem Verlag Müller-Langen herausgegeben wird. Soweit die erfreuliche Tatsache der deutsch-rumänischen Annäherung.

Ungeeigneter Vertreter

Leider muß nun festgestellt werden, daß Herr Sadoveanu nicht der Mann ist, in dem wir einen würdigen Vertreter des rumänischen Schrifttums erblicken können, denn er gehört zu den ärgsten Feinden des neuen Deutschland und macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, wenn es gilt, in der gemeinsten Weise gegen Deutschland zu hetzen.

Auch in Rumänien erfreut sich Herr Sadoveanu keineswegs großer Sympathien, es sei denn bei den Juden. Die nationalbewußten Rumänen lehnen ihn ab und bedecken ihn in ihrer Presse mit Urteilen, die nicht dazu beitragen, in ihm einen Mann zu sehen, der die moralische Eignung besäße, im deutsch-rumänischen Kulturaustausch eine Rolle zu spielen.

In Bukarest gibt es zwei jüdisch-marxistische Zeitungen, „Dimineaşa“ und „Adevărul“, die seit Jahren einen unerbittlichen Kampf gegen das Reich führen und systematisch darauf hinarbeiten, jede Annäherung zwischen Deutschland und Rumänien zu hintertreiben. Diese beiden Blätter wurden wegen ihrer poli-

tischen Einstellung von den nationalen Kreisen in Rumänien boykottiert, so daß sie in Geldschwierigkeiten gerieten und den Besitzer wechselten. Diese Tatsache sei deshalb hervorgehoben, da man auch in anderen Ländern versucht, die wahre Haltung des rumänischen Volkes zu verfeinern und die nationalen Kräfte als randallierende Studenten hinzustellen.

Die beiden genannten Blätter blieben dem Namen nach weiter bestehen. Als Direktor tauchte Herr Mihail Sadoveanu auf, der Verfasser des bei Müller-Langen erschienenen Romans. Sadoveanu beilegte sich sofort, mit seinen engsten Mitarbeitern, dem Juden Branski, der eigentlich Braunstein heißt und sich nur durch ein artiges Puzenspiel mit den Buchstaben seines Namens in einen „Rumänen“ verwandelt, und dem bekannten Deutschen Teodorescu Branski, in beiden Zeitungen eine Erklärung zu veröffentlichen, daß sie „im alten Geiste“ weitergeleitet würden. Daß ihm diese Erklärung von Herzen kam, bewies er schon durch die nächsten Ausgaben, in denen in Balkenlettern Titel erschienen wie: „Deutschland bewaffnet die Rebellen“, „Die hitlerische Aktion in Ostgalizien“, „Eine finstere Statistik“, die angeblich über ver-

schiedene Hinrichtungen in Deutschland Aufschluß geben sollte.

Nun könnte leicht die Vermutung aufkommen, ein vornehmer Dichter sei vielleicht von einer listigen Gruppe mißbraucht worden, die ihr dunkles Handwerk mit seinem guten Namen abdeckt. Das ist keineswegs der Fall, denn Sadoveanu ist auch ein Hauptführer der rumänischen Freimaurerei und unterhält zwangsläufig die engsten Beziehungen zum jüdischen Großorient in Paris. Und wie wenig er als Schriftsteller das rumänische Volk vertreten kann, geht aus dem berüchtigten Sarindarskandal hervor, bei dem er eine gewichtige Rolle spielte.

In Frankreich hatte nämlich die jüdische Hochfinanz einen Betrag von 60 Millionen Franken aufgebracht, um Aktien von der rumänischen Nationalbank aufzukaufen und diese so unter den Einfluß der Freimaurerei zu bekommen. Diese Aktion sollte von dem Verwalter der Sarindarspresse, dem Juden Kalman Blumenfeld, durchgeführt werden, der die ihm unterstehenden Blätter auch in dieser Richtung schreiben ließ.

Sadoveanu wurde in diesem Zusammenhang von der Gegenseite öffentlich angegriffen und als ein Schriftsteller bezeichnet, „den das Rumänentum für immer der Vergessenheit übergeben habe“.

Es ist daher eine arge Zumutung, wenn dieser Mann uns noch immer als Dichter hingestellt

Himmel im Handelsregister

Die „Buchhandlung des Bräuerhauses Heiligenbeils“ (Hbr.) inseriert, daß sie ein reiches Lager an christlicher Literatur unterhalte, Wiederverkauf von Rabat gewähre und den gesamten Reingewinn dem Reiche Gottes überlasse... (?)

Der liebe Gott hat einen Buchversand mit Ladenkasse — und mit Lieferwagen... Hat ihn die Schrifttumskammer anerkannt, kennt das Finanzamt diesen Tatbestand, ist er schon amtsgerichtlich eingetragen?

Er hat sich an der Ostsee etabliert — was sagt die Auskunft zu dieser Gründung? Wird einfach oder doppelt Buch geführt, ist Petrus mit Prokura engagiert, wie heißt des lieben Gottes Bankverbindung?

Was steckt er denn an Reingewinn so ein? Hat er Gelegenheit, ihn anzulegen? Verpumpt er was? Verbraucht er ihn allein? Das muß doch schließlich festzustellen sein. Es ist doch auch schon der — Devisen wegen!

Michel Mumm.

wird, der einen wichtigen Beitrag zur deutsch-rumänischen Annäherung im Rahmen des kulturellen Austausches von geistigen Werten leisten könnte. Bis in die letzte Zeit bewahrte er sich eine unverfälschte Haltung dem Reich gegenüber. Der „Adevărul“, dem er ebenfalls als Direktor vorsteht, benutzte die Verleihung des Friedensnobelpreises an Osiekty zu den wüsten Beschimpfungen des neuen Deutschland und behauptete, die Auszeichnung des — übrigens vom Weimarer System — abgeurteilten Landesverrätters sei ein Armutsgeld für Deutschland. Natürlich brachten die von Sadoveanu geleiteten Zeitungen auch die ausführlichsten Berichte über namenlose Qualen, die Osiekty durch Folterungen in den Konzentrationslagern erlitten haben soll, und daß die gesamte Welt moralisch verpflichtet sei, das Reich zu zwingen, ihn freizugeben.

Dies dürfte eigentlich schon mehr als genug sein, daß das Buch Sadoveanus in die Verleumdung verschwindet. Falls wäre es, wenn man bei Müller-Langen über unsere Feststellungen erstaunt wäre und behauptete, davon nie etwas gewußt zu haben. Ein deutscher Verlag, der das Buch eines ausländischen Schriftstellers herausbringt, muß wissen, ob die Haltung des Autors dem Reiche gegenüber als tragbar bezeichnet werden kann oder nicht.

Für uns untragbar

Damit soll wiederum nicht zum Ausdruck gebracht sein, daß er um jeden Preis „Nationalsozialist“ sein muß. Sadoveanu wird aber zB. auch von den nationalen Kreisen Rumäniens in eindeutiger Weise abgelehnt, und schon aus Achtung dem rumänischen Volke gegenüber müssen seine Werke von uns zurückgewiesen werden, noch dazu, wenn man sie dem deutschen Volke als rumänische Kulturdokumente vorlegt, die dazu beitragen sollen, den deutsch-rumänischen Verständigungswillen zu vertiefen.

Müller-Langen hatte mit der Übersetzung des Buches „Neşisor Lipans Weiß“ den Hermannstädter Professor Harald Krasser beauftragt. Professor Krasser muß zu der Zeit, als er sich dieser Arbeit unterzog, über die politische Einstellung Sadoveanus noch nichts gewußt haben. Als aber dessen finstere Tätigkeit öffentlich in der Presse angeprangert wurde, war es seine Pflicht, den Verlag Müller-Langen zu verständigen. Der hätte dann in aller Stille das Buch zurückziehen können. Er hat es jedoch nicht getan und muß anscheinend erst dazu aufgefordert werden, was hiermit geschieht.

Bei der verdienstvollen Arbeit, zwei Völker einander näherzubringen, muß mit der größten Sauberkeit zu Werke gegangen werden. Oder man soll, falls man an der Befriedung Europas nur geschäftlich interessiert ist, lieber die Finger davon lassen.

Brief eines Wiener Dackels



Verschiedene österreichische Organisationen haben offizielle Proteste veröffentlicht, die sich gegen die geschmacklose neue Mode richten, Dackel in „Nationalsozialismus“ einzuwickeln. Unser Bild zeigt einen „Steiermärker“-Dackel.

Ich wohne nun seit etwa vierzehn Tagen in einem furchtbar feinen Wiener Haus. Man sorgt zwar glänzend für mein Wohlbefinden, ich ziehe aber trotzdem wieder aus.

Was nützen mir die schönsten Knochenreste — sie sind ein zweifelhafter Hochgenuss, wenn man beim Knabbern die — Tiroler Weste vor jedem Eisbrennstück schützen muß.

Ich sitze abends immer gern im Erker; mein Frauchen sagt, das sei für mich zu kalt.

Ich bin doch kein verschuppter Steiermärker, daß man mein Fell in eine Weste schnallt.

Es ist zum Bellen, wie man mich verpöppelt. Du machst dir keine Vorstellung, wie roh mich die Kollegenschaft hier schon verpöppelt: von wegen „aus Salontiro!“ und so...

Mich so auf Steirer Bua umzumodeln, das liegt mir nicht, das ist nicht mein Geschäft. Vielleicht verlangt man noch von mir, zu — jodeln.

Hast du schon einmal „Holdrio“ gekläfft?

Es hagelt — Gott sei Dank — bereits Proteste. Das wird ja denn auch nachgerade Zeit, denn diese Steiermärker Dackelweste ist doch der Gipfelpunkt der Albernheit.

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zentralverlagsanstalt Berlin.
Berlin SW 68, Zimmerstraße 98, Fernruf 1100 22. Postfach 1000, Berlin 4454. Anschrift
der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 98-91. Anzeigenpreise laut Auflagen. Preisliste



Bezugspreis: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf.,
durch Streifband für Deutschland u. Österreich monatlich 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 40 Pf.
übriges Ausland RM 1,05. — In Groß-Berlin erfolgt Zustellung d. Ausdrucks und Zweigblätter

Den Juden wird geholfen!

„Versehen Sie sich in die Rolle der Juden...“
ist die stehende Redensart jener ewig „objek-
tiven“ Deutschen, die vielleicht nicht die schlechte-
sten unter uns sind, wohl aber die einfältigsten.
Auch die Redensart ist deshalb einfältig, weil
es einem Deutschen eben unmöglich ist, sich in
die Rolle des Juden zu versetzen, in jüdische
Mentalität hineinzutreten und nach ihr zu han-
deln. Sehen wir aber den Fall, es wäre den-
noch möglich; was würde der Deutsche tun, wenn
man in einem nichtdeutschen Lande, „Nürnberger
Gefolge“ gegen ihn erlassen hätte; wenn sich
die Bürger dieses Landes nicht mit ihm in der
Öffentlichkeit zeigen wollten; wenn er gesellschafts-

nur, um — Verzeihung — zu freieren und zu
schlafen, sondern Sie leben ja, um vor sich und
den andern in Ehre zu bestehen.

Die Juden kennen diese Begriffe der Haltung
und der inneren Würde nicht. Und deshalb ist
es auch nicht möglich, „sich in ihre Rolle
zu versetzen“. Daß sie diese Haltung nicht
kennen, ist nicht etwa das Ergebnis ihres jün-
geren Schicksals, ist weder Galgenhumor noch ein
Ausfluß der Verzweiflung. Sie haben diese
Haltung nie gekannt, weil sie unvereinbar ist
mit der Rolle, die der Parasit im Leben der
Natur spielt. Sie sind ungerufen gekommen, sie
haben sich gegen den immer merkbaren Wider-
stand der Wirtsschöpfung ihre Nachstellungen ge-
schaffen, sie bleiben auch ungewünscht, obwohl
man ihnen ihre Macht gebrochen hat. Ein
Parasit kann kein Gefühl für Anstand und in-
nere Würde haben, sonst müßte er ja sein Para-
sitendasein aufgeben. Das wäre aber gleich-
bedeutend mit Selbstmord.

Man pflanze eine Mistpflanze vom Baum,
auf dem sie wächst, in den besten Humusboden
— sie wird zugrunde gehen. Sie ist ja nicht
Parasit, weil ihr der Boden fehlt, sondern sie
ist Parasit, weil sie nicht anders kann. Die aus
Deutschland ausgewanderten Emigranten sind
nirgendwo Wirtsschaffende am Aufbau ihrer
neuen Wirtsschöpfung geworden, Arbeiter, Bauern
oder Handwerker. Sondern abermals Parasiten:
Schieber oder politische Seelenverkäufer. Sie
müssen Parasiten bleiben, weil sie gar nicht an-
ders können.

Diese historische Wahrheit und nur sie allein
muß man jeder Betrachtung des Judenproblems
in Deutschland zugrunde legen, nur sie birgt
den Schlüssel zur Lösung des Problems. Unsere
unheilbar Objektiven machen sich die Sache
leicht. Sie sagen: Man hat den politischen Ein-
fluß der Juden gebrochen. Man hat sie von
öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Man hat das
kulturelle Leben der Nation von ihnen geäu-
bert. Man hat die Gefahr der Rassenmischung
gebannt und eine klare Trennung herbeigeführt.
Nun sind sie auf die Wirtschaft, auf den Handel
beschränkt. Laßt sie darin gewähren, denn es
ist unmöglich, daß sie von dieser Position aus
jemals wieder zu Einfluß gelangen.

Die Leute, die so reden, diese Einfaltspinsel
glauben wahrhaftig, die Juden würden sich auf
die Rolle, die sie ihnen angedacht zuweisen, be-
schränken. Sie wissen nicht, daß der Parasit
nach moralischen Gesetzen lebt und gedeiht, die
nicht die unsrigen sind. Sie vergessen, daß es
einmal Ghettos gegeben hat, die abends ab-
gesperrt wurden, und daß das Ghetto dennoch
über uns kam, nicht mit einem legalen Tor-
schlüssel, sondern auf unterirdischen Schleich-
wegen.

Der Jude sieht in der „Wirtschaft“ immer
den Lebensborn eines Volkes, den man öffnen
oder droffeln kann. Wer an dieser Quelle sitzt,
hat die Macht in den Händen. Nun kommen
die Objektiven und sagen: Was wollt ihr, nie-
mals kann der Jude an der Quelle sitzen! Sind
nicht unsere Großbanken sozialisten verstaatlicht,
stehen nicht unsere Wirtschaftsverbände unter
deutscher Führung, wird nicht eine der noch
bestehenden großen jüdischen Firmen nach der
anderen „arisiert“? O heilige Einfalt! Der
disziplinierte deutsche Organisationsmensch

Nach vier Jahren



Zeichnung: Bogner

Noch immer keine Abnahme festzustellen!

glaubt wahrhaftig, es käme hier immer auf die
Kommandostelle, auf die sichtbare Spitze, auf
das Aushängeschild an. Hat er noch nie einen
Baum gesehen, der grünte und gedieh, dessen
Stamm allen Stürmen zu trotzen schien, und der
plötzlich in feines Holzmehl zerfiel, weil die
Parasiten ihn von innen her aufgefressen
hatten?

Man glaube doch nicht, daß der Jude, der in
den vergangenen Jahrzehnten überall sichtbar
in Führung gelangt war, nun für immer und
ewig sich mit bescheidenen Handlangertönen be-
gütigen wird, weil man ihn von der Führung
ausgeschlossen hat. Man glaube doch ja nicht,
daß er nicht wendig, geschickt, strupplos genug
ist, um zu anderen Methoden zu gelangen, die
ihn zum gleichen Ziele führen sollen.

Wir haben zuletzt in unserem Aufsatz „Her-
mann Göring greift ein“ auf den Einfluß hin-
gewiesen, den sich die Juden in unserer Rohstoff-
wirtschaft bereits wieder ergattert haben.
Stellen wir uns vor, daß es einmal um Sein
oder Nichtsein der Nation ginge. Dann sähen
an den führenden Stellen der Kriegswirtschaft
wohl Männer besten Willens, aber die Unter-
offiziere der Wirtschaft wären zu einem Teil
Saboteure und Verräter. Ein Zustand, dessen
Folgen wir bereits einmal erlebt haben, als
wir vor lauter Kraft nicht gehen, nicht hören
und nicht sehen konnten.

Wer trägt aber Schuld an einem solchen Zu-
stand? Der Jude? Der Jude tut, was nach
seiner Art ist. Macht man den Bod zum Gär-
tner, so ist nicht der Bod schuld, wenn der Kohl

gefressen wird, sondern schuldig sind die Dumm-
köpfe, die ihn zum Gärtner gemacht haben.
Schuldig an solchen Zuständen ist die deutsche
„Objektivität“, sind ihre Träger, die sich ein
Brett vor die Stirn genagelt haben, worauf zu
lesen steht, man dürfe die Wirtschaft nicht stören.

Das sind bekanntlich die schlechtesten General-
direktoren, die immer und ewig so ein Schild-
chen „Nicht stören!“ an der Tür hängen haben.
Man vermutet sie in hochwichtigen Konferenzen
und dabei halten sie doch nur ein Mittagsschläf-
chen. Es ist unendlich bequem, Störungsfreiheit
zu predigen, um dem Zwang des Denkens zu
entrinnen. Es ist unendlich bequem, eine Roh-
stoffwirtschaft nach einem Schema 7 aufzubauen,
wonach jeder Bewerber Rohstoffe erhält nach
Maßgabe der Menge, die er Anno 1932 verar-
beitet hat. Daß dabei die Juden bevorzugt wer-
den und die Deutschen benachteiligt, daß stört
die Nur-Ruhe-Romantiker nicht.

Anno 1932 schwammen die Juden oben und
die Deutschen krebten am Rande oder waren
überhaupt noch nicht dazu gekommen, Rohstoffe
zu verarbeiten. Anno 1937 schwimmen abermals
die Juden oben und die Deutschen krebten am
Rande — der Ruhe wegen.

Oder wie sieht es auf dem Gebiet der Einfuhr
aus? Da ist — ein Fall unter unzähligen —
ein kleiner Tuchhändler in Pommern. In der
Systemzeit, als die Juden englische und tische-
nische Tuche massenhaft auf den deutschen Markt
warfen und die deutschen Weber arbeitslos auf
der Straße lagen, hat dieser Mann aus lauterer
Anständigkeit nur deutsche Tuche geführt und

sich gemieden, von allen öffentlichen Ämtern,
von der Teilnahme an der Kultur jenes Landes
ausgeschlossen wäre, wenn er kein Bad, keinen
Kurort, ja, kaum ein öffentliches Lokal besuchen
könnte, ohne auf ein Schild zu stoßen, auf dem
zu lesen steht, daß Deutsche hier unerwünscht
sind. Was würde er tun? Bitte, Herr Michel,
verleihen Sie sich doch in die Lage des Juden!

Sie würden den Staub dieses „ungastlichen“
Landes eifrig von den Füßen schütteln. Sie
würden es mit Ihrer persönlichen Ehre und mit
der Ehre Ihres Volkstums nicht verträglich
halten, daß Sie Paria, fünfsträngiger Auch-
Staatsbürger sind. Sie würden aufs nächste
Reisebüro gehen, auch auf die Gefahr hin, durch
Ihre Auswanderung eine gewisse Vermögens-
einbuße zu erleiden oder überhaupt von vorne
anfangen zu müssen. Sie würden das tun in
jedem Fall, gleichgültig, ob Sie Ihre Disjama-
rierung für richtig oder unrichtig, für gerecht oder
ungerecht halten. Sie würden gehen, weil es
Ihnen ganz einfach unmöglich ist, unter solchen
Umständen zu leben. Denn Sie leben ja nicht

für sie erworben. Denn von jedem Anzugstoff, den er verkaufte, konnte eine deutsche Weberfamilie einen Tag lang leben. Jetzt sind die englischen Tuche rar geworden. Der Schneidermeister, der seiner pittoresken Kundenschaft englische Tuche um den Bauch winden muß, erhält das seltene Gewebe vom Juden nur unter der Bedingung, daß er auch die deutschen Tuche von ihm bezieht. Diese Verkopplungsgeheißte sind einer der neuen jüdischen Tricks.

Devisen nur für Hebräer

Folglich kann der Schneidermeister die deutschen Tuche nicht mehr von unserem Mann aus Pommern beziehen. In seiner Not will dieser nun gleichfalls ein paar Ballen englischer Tuche einführen. Aber die Devisenstelle hustet ihm etwas. Da er Anno 1932 keine englische Ware einfuhrte, braucht er jetzt erst recht keine zu bekommen. Diese bleibt vielmehr den Juden vorbehalten, die Anno 1932 die deutschen Arbeiter mit ihrer unmäßigen Einfuhr brotlos machten. Und genasführt ist der Deutsche, der damals schon mehr volkswirtschaftliches Verantwortungsgefühl offenbarte als manche Überwachungsstelle im fünften Jahr der nationalsozialistischen Revolution. Die Ruhe ist gewahrt, die Objektivität ist aufrechterhalten, die Gerechtigkeit, der Glaube an den Staat, die deutsche Wirtschaft, mag zum Teufel gehen.

In den Großstädten baut der jüdische Hausbesitz Hochburgen des Judentums. In Berlin gibt es bereits Häuser mit ein oder zwei deutschen Mietsparteien unter lauter Juden. Der Jude vermietet planvoll und stillschweigend nur an Juden Wohnungen, die mit Staatsmitteln gebaut oder umgebaut worden sind. Er nennt diese Wohnungen „Luxuswohnungen“ und fordert dafür Preise, die wiederum nur der Jude bezahlen kann, weil er so sehr „entrechtet“ ist, daß er am deutschen Aufbauplan wider Willen scheitern muß. Die „Objektiven“ haben nichts gegen diese Ghettosierung, ja, sie begrüßen sie. Die weniger Objektiven sehen, daß die meisten Kleinwohnungen, die mit den verknappten Baumaterialien errichtet werden können, „Luxuswohnungen“ für Juden sind, während junge Deutsche nicht heiraten und deutsche Ehepaare keine Kinder kriegen können, „weil es an Kleinwohnungen“ fehlt.

Den Vogel schießt aber jene objektive Behörde ab, die einen deutschen Hausbesitz einem jüdischen Zwangsverwalter überantwortet, gewiß nicht in der Absicht, auch hier eine jüdische Hochburg zu errichten, sondern lediglich — weil es keine Bestimmung gibt, die die Zwangsverwaltung deutschen Besitzes durch Juden verbieten würde.

„Weil es keine Bestimmung gibt“, kämpft eine deutsche Familie in Hamburg vergebens gegen einige Versicherungsjuden, die sich den ehrlichen Namen dieser Familie zum artistischen Aushängeschild erforen haben. In grauer Vorkriegszeit war einmal ein junges Mitglied der Familie „Mitinhaber“ des jüdischen Geschäfts. Als die Juden so den Namen hatten, entfernten sie den „Mitinhaber“. Aber unter seinem Namen stieg in der Systemzeit ein großangelegter Versicherungsschwindel, und sein Name tarnt heute noch die Juden, obwohl die Familie Himmel und Hölle in Bewegung setzt, ihren Schild reinzuwaschen. Das Gesetz bietet keine Handhabe. Aber der Richter ist objektiv. Ja, sagt er, „wenn eine entschiedene Volksüberzeugung, übereinstimmend mit dem Willen der Staatsführung, schon jetzt, entgegen der Gesetzesregel, als unzulässig bezeichnet würde, daß Juden Firmen fortführen, in denen deutsche Familiennamen enthalten sind“, dann, ja, dann... aber er sieht diese entschiedene Volksüberzeugung nicht, nicht den Willen der Staatsführung, er sieht sie nicht angeht die ewigen Wahnungen, daß man die Wirtschaft nicht stören dürfe.

Gewerbefreiheit für Juden

Es ist heute so, daß „die Wirtschaft nicht stören“ gleichbedeutend ist mit „die Juden nicht stören“. Ja, ein anderer Sinn ist in diesen Worten gar nicht mehr zu finden. Denn wenn man vor Jahr und Tag jeden Betrieb, auch den jüdischen, nicht stören durfte, weil er immerhin deutschen Volksgenossen Arbeitsplätze bot, so ist bei der gegenwärtigen Lage des Arbeitsmarktes eine derartige Störung nicht mehr zu befürchten. Wer die wirtschaftliche Überbetätigung der Juden auf das ihnen anteilmäßig gebührende Maß eindämmt, bringt niemand aus Arbeit und Verdienst, sondern sorgt höchstens dafür, daß Deutsche endlich in deutschen Betrieben arbeiten können. Es gibt heute keinen „unentbehrlichen“ jüdischen Betrieb mehr. Die Tatsache, daß sie dennoch wachsen, blühen, gedeihen und sich vermehren, beweist, wie weit wir es mit unserer herrlichen Objektivität gebracht haben. Man ist so objektiv, daß man es nicht einmal nötig hat, diese Objektivität auf Tatsachen zu gründen.

Wir sind so objektiv, daß ein Jude, der heute auf der einen Seite betrügerischen Bankrott macht, morgen auf der anderen Straßenseite einen neuen Laden aufmacht, wozu denn sonst hätten wir unsere „Gewerbefreiheit“, die keinen Arierparagrafen kennt.

Wir sind so objektiv, daß laut Arzteverzeichnisses der Angestellten-Krankenkassen in Berlin im Zentrum Berlins von 15 Ärzten 11 Juden, im

Nordosten von 72 Ärzten 34 Juden, im Südosten von 59 Ärzten 27 Juden, im Westen von 116 Ärzten 54 Juden, in Schöneberg von 61 Ärzten 31 Juden sind. Von 179 Fachärzten für Frauenleiden und Geburtshilfe (!) sind 62 Juden, von 70 Nervenärzten 36 Juden und unter 27 Magen Spezialisten finden wir sage und schreibe vier — Deutsche. Dabei mangelt es, wie man weiß, nicht gerade an deutschem ärztlichem Nachwuchs. Er wird nur aus Objektivität daran gehindert, seine Tätigkeit im Dienste der Volksgesundheit aufzunehmen.

Man soll nicht sagen, daß wir selbst unobjektiv wären. Wir sind so objektiv, zu meinen, daß ein Volksgenosse, der unter den geschilderten Umständen beim Juden kauft, zum jüdischen Arzt, zum jüdischen Anwalt geht, mit Juden Handel treibt, beim oder für den Juden arbeitet, gar nicht schuldig oder pflicht-

vergesen zu sein braucht. Man hilft ihm ja nicht, den Juden zu erkennen. Man fördert ja die jüdischen Tarnungskünste. Man macht wie im Hausbesitz, in der Rohstoff- und Einfuhrwirtschaft die Juden ja geradezu unentbehrlich. Man macht sie — das ist der entscheidende Punkt — daß sie um die Wiedererstattung ihres Einflusses bemüht sind — nur ein Dummkopf, der sie nicht kennt, könnte es ihnen verargen oder sich darüber wundern. Daß man ihnen aber dabei noch behilflich ist, daß man ihrem Parasitentum den Nährboden der „Objektivität“ bietet — das muß aufhören.

Es mag sein, daß man das deutsche Erbübel der „Objektivität“ nicht aus den Köpfen mancher Zeitgenossen roden kann. So mögen sie „objektiv“ bleiben. Wo sich aber diese „Objektivität“ zum System verdichtet, dort muß sie mit dem eisernen Beien beiseite getrieben werden, weil diese Einstellung dem deutschen Volk dann doch eines Tages gefährlich werden könnte.

Du sollst deinen Nächsten erpressen!

Eine Danzigerin hatte einen Reichsdeutschen geheiratet. Der Mann, ehemals Melchiorstatholik, war aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten, während seine Frau als Protestantin bei ihrer Übersiedelung darauf verzichtete, sich in einer evangelischen Gemeinde anzumelden. Das Finanzamt hat deshalb auch in der Steuerkarte in die Rubrik „Religionsangehörigkeit der Ehefrau“ „ohne“ eingetragen.

Anfang 1937 kam von der evangelischen Kirchengemeinde Münster an die Frau ein Kirchensteuerbescheid, in dem mit frischem Augenaufschlag RM. 46,85 verlangt wurden. Als aus begreiflichen Gründen auf das Schreiben nicht eingegangen wurde, kam eine Pfändungsverfügung und gleich anschließend noch ein Steuerbescheid über RM. 39,30.

Nun kann man von einer Hausfrau schwer verlangen, daß sie Geld zur Bezahlung der Kirchensteuer liegen hat. Eine Hausfrau ist ohne eigenes Einkommen und verfügt in den allermeisten Fällen, wenigstens in unserem, nur über das Geld des Mannes. Die Kirchengemeinde erklärte auch fromm und bieder, daß der Steuerzettel nur an die Frau und nicht an den Mann geschickt wurde, daß sie von letzterem also nichts wolle. Trotzdem fragte sie am Schluß dieses ausführlichen Schreibens, ob sie eine Rechnung der Vereinsbruderei Aktiengesellschaft, deren Direktor der Ehemann ist, gegen die Steuerschuld seiner Frau aufrechnen dürfe!

Nun liegt die Sache so, daß die Privatschuld einer Frau nicht einem Unternehmen abgezogen werden kann, in dem ihr Mann nicht Besitzer

ist, sondern nur eine führende Stellung einnimmt. Dies weiß man natürlich auch in der evangelischen Kirchengemeinde Münster, und dieser einfältige Hinweis bedeutet nichts anderes als einen laienhaften Druck, entweder die Kirchensteuer schleunigst zu bezahlen, widrigenfalls der Vereinsbruderei die Aufträge entzogen werden.

Es liegt hier ein glatter Fall von „Nötigung“ vor, die jüdische Bezeichnung für ein Manöver, das der Volksmund als Erpressung zu bezeichnen pflegt. Kein Mittel scheint heute zu schlecht zu sein, um die Abkommen auf die Seligkeit einzutreiben. Die Kirche wird zu einer Leihbibliothek herabgewürdigt, in der die Bibel und die Evangelien gegen einen mehr als angemessenen Betrag verborgt werden.

Kein Wunder, wenn keine Wunder mehr geschehen. Das Wort Gottes ist ein buchhalterischer Aktiposten geworden, und in der Bergpredigt heißt es nun: „Lasset die Steuerzahler zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.“

Werde dem, der sich die Wonnen der ewigen Glückseligkeit nicht durch pünktliches Steuerzahlen gesichert hat. Der letzte Bischof wird seine Himmelfahrt mit schwerem Gepäck antreten, mit dem Kirchensteuerregister. Und im Buche des Lebens wird dann stehen:

„Begen rückständiger Steuern werden die Engel erlucht, die Ehepaare X. und Y., wo immer sie im Paradies angetroffen werden, sofort zu verhaften und dem nächsten Beelzebub zu übergeben, damit er sie über dem Holzstoßfeuerchen für unwillige Steuerzahler bruzgeln läßt in alle Ewigkeit. Amen.“

Kredit in Genf



Sohn der Mitte! Das einzige, was ich dir im Augenblick leihen kann, ist meine „moralische Unterstützung“

Stiege! Jetzt redt Orje:



Na, da binick wieda!

Neulich hat eena behauptet, id were nich mehr uffde Erde, id mühte dot find, so lange hetta nicht mehr von mir vanommen. Id det hören und mir meldn, det is eens.

Von unten sieht sich doch alles ganz anders an, id betrachte drum lieba im Stehn üba die Neese weg, wat mir stört. Imma, wennid mal eene ausendliche Zeitung inde Zinga jetricht habe, denn habidma jeerjat, wie doof da irjend jon Heini üba uns jemofat hat. Menichstind, habidma jeacht, wenn jon Wiesepiepa bei uns so velle entdeat, wattu stört, denn muß det doch bei den zu Hauje jadezu een Zeit find, det man da lebn kann. Da muß doch schon die Luft keen Schnuppn uffkomm laßn. Na, habidma weita jeacht, Orje, habid jemeeent, loof mal rüba, und denn kieda um, obse da ooch mit Wassa tochn.

Nu jangid an und lude. Det kannid man ja gleich iagn, et jeht nicht üba Berlin, und wer det nich floobt, der trichtn Ding, Berlin is nemlich meine Heimat, und von Köpnid bis nach Wannee is mir alles ant Herz jewachsn, davor jebid Neapel, woid den Mann jeacht habe, der damals bei den Anblick jektorn sein will, und Konstantinopel und die Kiewia und wat wech id.

Aber id bin jade als Berlina jroßjüdisch. Id sehe, woet jonstwo schön is und id seh, woet mies is, und id bleib imma Deutscha, natürlich ooch Berlina, det steht ja mal eijan fest. Wennid mal wirklich abshrumme, denn heeßet ganz bestimmt, det id und Berlin jandich wegjudenten sind. Na ja, also jo is det, aba dabei keene Blindheit, nee... id meene, id bin doch nu zehn Jahre in de ff, aba dabei is mir doch nich einjefallen, detid bloß vor Berlin unte ff da bin, nee, wenn id wat azehle, denn kann jeda zuhörn.

Id bin heute jenau so det olle Raubeen von früha, und een bistn Semit habid noch, und die Schnauze is ooch jeblicke. Jort ja, id fütte ja nich jade die Stullen quer und schiebe uffmal rin, aba wenn dalangt würde, denn brechtid schon eene ganze Schrippe unta. Mancha betrachtet det als Kunst, aba id bin bescheide.

Also wie jesaht, id bin jeht mal rausjejan aus Deutschland. Jui, ooch jon Emigrant, wa? Id bin soja een Doppelemigrant, een Ubadiejrenzantima mit Rückfahrkarte. Id emigriere nachs Ausland und wieda jurück. Id will mal sehn, wiet drauß ausieht. Nu sollne mir mal seijn, wie det drauß is. Id freuma schon so. (Jetzt flüster id.) Dett muß herrlich find: Steuan werdn ja woll ganz niedrig find. Soldat braucht keena werdn. Die Könige darf man vereppeln. Wenn een Zeitungsbesitz katholisch is, denn kann jeda Schriftleita den Papsi valochsn. Keen Staat macht sich wat draus, wenn een Untatan mit een fremdn Staat vahandelt. Und det Lebn is billich; alles watse einführen müßn, Menich, det trichtse jeschentk. Zölle, ha, eha popelt der Premierminista, eh die hoch find. Uffatmen kannste, ja, eene Elefant, et jibt üba-haupt keen, der nich mindestens seine vier Anjüje in die elejante Garzongwohnung zu hengn hat... da soll id nich bejerich kiefen?

Also keene Angst. Id melde mir. Id habe mir beis „Schwarze Korps“ jemeldet, so wie früha beim „Angriff“. Id will doch mal sehn, woid meine Heimat jejudn habe!

Beide Tische wollne mir gleich ande Trenze een Buch üba Moltke wegnehm, det is doch ooch nich die richtige Emigrantenehandlung. Aber wat sollne machn, Könichjrek is erit siebzich Jahre her, und die f. und f. Keile beziehnse woll ooch uff sich. Aba det macht ja nicht, davor habid Bastenidnis. Wenn Franze Mülla in een Zimma zieht, wo mal eena ans Zentkreuz jebammelt hat, denn kieda ooch öfta hin. Feinlich wirtet erit, wenna selbst Dummheit jemacht hat...

Wat habid jesaht? Da binid wieda! Orje.

Hauptredakteur: Gunter d'Alquen
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Gunter d'Alquen.
Berlin (Stellvertreter: R. aus den Ruhen, Berlin)
Für Anzeigen: Reichs-Zentral-Verlag, Berlin — Verlag: Franz
E. Herold, GmbH, Zweigniederlassung Berlin, — Druck:
M. Müller & Sohn KG, Zweigniederlassung Berlin,
Berlin SW 68, Zimmerstraße 88.
Durchschnittsausgabe im 3. Vierteljahr 1937:
über 500 000 Stück.
Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.
Sprechstunden der Schriftleitung nur Dienstag von 11 bis
13 Uhr nach fernmündlicher Vereinbarung. Für unerlangte
eingeladene Beiträge und Einladungen übernimmt die
Schriftleitung keine Gewähr.